

Dialekt als Unterrichtsgegenstand

Zusammenfassung

Dialekt spielt im Deutschunterricht seit eh und je eine Rolle - entweder als eine zu überwindende Äußerungsform der Schüler oder als eine Besonderheit, die sprachgeschichtliches oder auch stilistisches Interesse beanspruchen darf. In dieser Skizze wird der Versuch gemacht, in einer Unterrichtseinheit zum Dialekt die Vielfalt der Aspekte zur Geltung zu bringen. Ausgangspunkt sind Beobachtungen zu den heutigen Erscheinungsformen und Gebrauchsweisen des Dialekts, an die sich Erörterungen von Dialektmerkmalen und Dialektgrenzen anschließen. In geschichtlicher Perspektive wird die Entstehung von Dialekträumen und die Herausbildung der deutschen Standardsprache thematisiert; die seit den Anfängen der Mundartforschung vertretene Annahme vom drohenden Untergang der Dialekte wird überprüft. Nach der Charakterisierung spezifischer Funktionen des Dialekts folgt ein kurzer Abriss zur Dialektdichtung und ihrer Entwicklung, die durch die Herausbildung jeweils neuer Funktionen bestimmt ist: komische Verfremdung, Idyllisierung, soziale Charakteristik, Protest, Sprachspiel.

Der Verfasser ist Professor für empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen.

Erstveröffentlichung in: *Der Deutschunterricht* 85 (1983), Heft 2, S. 75-85.

Dialekt in der Schule - das ist wahrhaftig kein neues Thema. Seit der Unterricht nicht mehr in einer fremden Bildungssprache abgehalten wird, sondern in der Muttersprache, gibt es zwangsläufig das Problem des Dialektgebrauchs. Über weite Strecken der Schulgeschichte hin war die Frontstellung eindeutig: Der Dialekt gehörte - wie das Nasenbohren oder die nachlässige Körperhaltung - zu den Unarten, welche die Schüler mitbrachten, die ihnen aber möglichst schnell ausgetrieben werden sollten. Daß die Voraussetzungen dafür nicht gerade optimal waren, ist in manchen Anekdoten festgehalten; sie berichten von Lehrern, die, selber breiten Dialekt oder doch nur ein sehr gemäßigtes Hochdeutsch sprechend, die Kinder zum reinen Gebrauch der Hochsprache ermunterten.

Dies ist der Hauptstrang, der sich durch die Unterrichtsgeschichte zieht und der in der Logik einer überregional ausgerichteten Bildung begründet ist. Aber daneben und dazwischen gab es immer wieder Tendenzen, der Mundart ihr Recht zu belassen, sie zumindest auch als eine mögliche Grundlage der Hochsprache zu verstehen. Beide Positionen lassen sich - sogar in besonders ausgeprägter Form — auch in der jüngsten Vergangenheit und bis in die Gegenwart herein nachweisen. Vor etwas mehr als zehn Jahren begann man den Dialekt in den Zusammenhang der Sprachbarrierendiskussion zu rücken. Nicht nur die — nach der Sprachbarrierentheorie sozial bedingte — Verwendung restringierter Sprachformen bildet demnach ein Ausbildungs- und Bildungshindernis, sondern auch die Verwendung des Dialekts. Konsequenterweise wird denn auch in der Reihe früher Studien zum Dialekt als Sprachbarriere gefordert, den Dialektgebrauch in allen Phasen der Erziehung von Kindern soweit wie möglich einzudämmen. Verhältnismäßig schnell aber machte diese radikale Einstellung einer vermittelnden Platz, die zwar den Dialekt auch in erster Linie als Ausgangsstadium sah, von dem die Schüler sich wegentwickeln sollten, die ihn aber als Ausgangsstadium respektierte und als Basis ernst nahm. Die sogenannten kontrastiven Grammatiken und Sprachhefte, die in den letzten Jahren für viele Sprachlandschaften erarbeitet wurden, gehören in diesen Zusammenhang; sie machen die Schwierigkeiten, aber auch die Strategien des Erlernens von Hochsprache an den jeweiligen Besonderheiten des Dialekts fest.

Im einen wie im anderen Fall bleibt der Dialekt weithin Material, mit dem man im Sprachunterricht umgeht. Die Problematik der Zusammenhänge und die Ambivalenz in der Bewertung des Dialekts legen es aber im Grunde nahe, daß dieser nicht nur als Kontrast- oder Ausgangsmaterial verwendet, daß er vielmehr selbst zum Unterrichtsgegenstand gemacht wird. Dies ist bisher nur ganz selten und unter einer sehr beschränkten Perspektive geschehen: Dialekt als besonders bildkräftige Sprache (also gewissermaßen als stilistische Variante), Dialekt als mögliche Ausdrucksform der Dichtung (aufgehängt an den ‚klassischen‘ Dialektdichtern, die in den Kanon der Lesebücher Eingang gefunden haben), Dialekt als Museum älterer sprachlicher Formen (also als Bestandteil der Sprachgeschichte).

Im folgenden wird der Versuch gemacht, eine Unterrichtseinheit zum Dialekt zu skizzieren¹. Dabei ist es unmöglich, den angeschnittenen Problemen detailliert nachzugehen und der Forschung in alle Verästelungen zu folgen²; und es würde auch den Rahmen sprengen (und die Kompetenz des Verfassers überschreiten), wenn die Gegenstände jeweils didaktisch verortet und umgesetzt würden³. Der Sinn dieses Versuchs liegt darin, mögliche Zugänge zum Gegenstand Dialekt freizulegen, die Vielfalt der Aspekte zu demonstrieren und Hinweise auf eine mögliche Ordnung und für ein Verständnis dieser Vielfalt zu geben.

1 Erscheinungsweise

1.1 Großräumiger Überblick und Definition

Es empfiehlt sich, gewissermaßen phänomenologisch vorzugehen, Dialekt also nicht gleich als historisches Problem zu präsentieren, sondern ihn in seinen gegenwärtigen Erscheinungsformen aufzusuchen. Jeder Schüler weiß, daß niemand oder fast niemand ganz exakt ‚nach der Schrift‘ spricht. Die Hochsprache oder Einheitssprache oder Standardsprache, die in geschriebener Form ständig präsent ist (von Gebrauchsanweisungen und Zeitungsmeldungen bis zum Buch), wird im mündlichen Gebrauch fast nie rein realisiert. Zumindest leichte landschaftliche Einfärbungen sind bei den meisten Sprechern — selbst bei denen in den Massenmedien Rundfunk und Fernsehen — hörbar. Diese Einfärbungen sind durch Dialekte bestimmt. Dialekt bezeichnet die für eine bestimmte Region charakteristische Form und Färbung der Sprache.

Diese Minimaldefinition enthält zwei wesentliche Merkmale: Die Bestimmung von Dialekt ist bezogen auf eine übergreifende sprachliche Normierung, Dialekt ist immer komplementär zu einer Einheitssprache. Und Dialekt hat eine geringere Reichweite als diese Einheitssprache, seine Geltung ist regional begrenzt.

Die Vielfalt der deutschen Dialekte und Dialektgebiete kann durch Sprachproben und mit Hilfe einer großräumigen Sprachkarte verdeutlicht werden. Eine derartige Karte kann im Unterricht aufgrund der Erfahrungen der Schüler (von denen ja fast immer einzelne aus anderen Landschaften kommen) und natürlich mit Unterstützung durch den Lehrer konstruiert werden. Es schadet wenig, daß dabei vermutlich in größerer Entfernung nur grobe Unterscheidungen angesetzt werden, während in der Nähe feinere Differenzierungen zustande kommen. Dies spiegelt die Realität sprachlicher Erfahrung: Die weiter entfernten Dialekte scheinen eine Einheit zu bilden, während man im engeren Umkreis auch in Nuancen Unterschiede hört. Während für den Hamburger das Schwäbisch-Alemannische oder gar das ‚Süddeutsche‘ eine Einheit darstellt, wird in Südwestdeutschland selbst mindestens zwischen Schwäbisch und Alemannisch, vielleicht auch noch mit zusätzlichen Nuancierungen unterschieden.

Allerdings sollte deutlich gemacht werden, daß es solche Nuancierungen überall gibt, daß sie nur aus der Ferne oft nicht erkennbar sind.

1.2 Kleinräumiger Überblick - zum Problem der Dialektgrenzen

Dialekt ist keine als Einheit zu denkende regionale Umgangs- und Ausgleichssprache, die allein durch ihre Abweichungen von der Standardsprache definiert wäre. Ein Dialekt ist auch bestimmt durch seine Position im Gefüge der Dialekte, ist ein Ausschnitt aus dem Kontinuum unterschiedlicher Realisierun-

gen des Deutschen. Dies ist auch und gerade auf engem Raum sichtbar zu machen. Es hat zwar einen guten Sinn, wenn jemand seinen Dialekt beispielsweise als Schwäbisch bezeichnet und damit die Grenzen dieses Dialekts weit hinausrückt, etwa an die schwäbisch-fränkische oder auch die schwäbisch-bairische Sprachgrenze. Aber bei genauerem Zusehen ergeben sich weit davor, schon in der unmittelbaren Nachbarschaft, andere Grenzziehungen — Differenzierungen innerhalb des Schwäbischen.

Es gibt drei Möglichkeiten, solche Differenzierungen deutlich zu machen. Erstens haben die meisten Schulen - mindestens die weiterführenden — im allgemeinen ein größeres Einzugsgebiet, so daß damit zu rechnen ist, daß die Schüler verschiedene Aussprachenuancen aufweisen. Zweitens können gezielte Erkundungen in der Umgebung gemacht werden - wobei freilich der Lehrer sowohl die geographische Richtung wie die sinnvolle Richtung des Fragens etwas steuern sollte. Er kann dies tun mit Hilfe von kleinräumigen Sprachkarten, und diese bieten sich zugleich als dritte Möglichkeit zur Vermittlung dialektaler Differenzierungen an.

Dialektkarten verfahren ähnlich wie naive Sprachteilhaber. Wenn diese überhaupt Unterschiede registrieren, so machen sie sie an einzelnen Merkmalen fest: Dort sagt man *hüs*, hier sagt man *hous*. Auch die Sprachkarte operiert mit einzelnen Merkmalen, deren Grenzlinien verfolgt werden. Das bedeutet praktisch, daß es meistens mehrere Grenzen gibt und daß diese sehr verschiedenes Gewicht haben können. In den letzten Jahren hat man sich vermehrt darum bemüht, die ‚Wertigkeit‘ der Grenzen zu bestimmen: einmal dadurch, daß man das Gewicht der einzelnen Merkmale innerhalb des sprachlichen Systems in eine Rangfolge zu bringen suchte (die erwähnte Unterscheidung hinsichtlich der Diphthongierung ehemals langer Vokale - *hüslhous* - ist sicherlich gewichtiger als die zwischen der hörbaren Aussprache und der Abschleifung des Konsonanten in einer Endsilbe), zum anderen dadurch, daß man die vorhandenen Grenzlinien zählte und nur dort von einer wirklichen Dialektgrenze sprach, wo sich eine ganze Reihe von Merkmalslinien bündeln.

1.3 Sprachliche Merkmale

Worin bestehen die zu überprüfenden, im Falle einer Dialektgrenze unterschiedlichen Merkmale?

An erster Stelle sind die lautlichen, die phonetischen Unterschiede zu nennen. Die weitaus meisten Merkmalsgrenzen beziehen sich auf unterschiedliche lautliche Realisierungen. Soweit die Sprecher selber erkennen, daß ein anderer Sprecher einen anderen Dialekt spricht, machen sie ihre Beobachtung ebenfalls an solchen lautlichen Unterschieden fest: Dort sagt man nicht *apfel*, sondern *appel*. Bezeichnenderweise werden dabei die Lautunterschiede an einzelnen.

häufiger gebrauchten Wörtern verdeutlicht — auch darin verfährt der Sprecher nicht anders als der Mundartgeograph.

Die zweithäufigste Art der Unterscheidung ist denn auch die lexikalische: Neben den Lautkarten gibt es in den Dialektatlanten Wortkarten, und auch der einzelne Sprecher weiß es im allgemeinen, wenn man in seinem Ort von einer *Scheuer*, in Nachbarorten von *Stadel* oder *Tenne* spricht. Während diese beiden Merkmale auch die Feingliederung der Dialekte bestimmen, gibt es andere, die großräumiger variieren und die deshalb im allgemeinen auch gar nicht immer als Dialektmerkmale betrachtet werden. Dazu gehören vor allem syntaktische und stilistische Unterschiede. Das Tempussystem kann beispielsweise anders verwendet werden; wo in der Hochsprache das Imperfekt üblich ist, kann der Dialekt die Perfektform fordern. Simple Verbkonstruktionen mit ‚tun‘ sind im Dialekt häufiger als in der Hochsprache; andere Kasusbildungen werden benützt; koordinierende, parataktische Konstruktionen spielen eine größere Rolle — und so fort. Oft ist es nur schwer zu bestimmen, wo es sich um eine Abweichung von der hochsprachlichen Norm handelt und wo lediglich um eine stilistische Variation: Auch die Hochsprache erlaubt in vielen Fällen ja nicht nur eine einzige Möglichkeit. Die Dichtung, die (sieht man von der Dialektdichtung ab) lautliche Dialektformen nur in bestimmten begrenzten Funktionen zuläßt, zeigt im Syntaktisch-Stilistischen oft eine deutliche landschaftliche Färbung.

2 *Geschichtliche Perspektive*

2.1 *Falsche Annahmen*

Wird den Dialekten die „Hochsprache“ oder „Standardsprache“ gegenübergestellt, so scheint den Dialekten damit die Eigenschaft der Abweichung zugewiesen: Vom Standort der Standardsprache aus erscheint der Dialekt als Nicht-Standard, als fehlerhaft. Wird dieser Aspekt in die geschichtliche Entwicklung hineingetragen, so ergibt sich: Mundart ist verderbte Hochsprache. Diese Annahme ist schon punktuell, ohne Einblick in die vielfältigen historischen Zusammenhänge, leicht zu widerlegen: Die Dialekte enthalten Formen, die älter als diejenigen der Standardsprache sind; die Entstehung der Standardsprache vollzog sich, als bestimmte für die späteren Dialekte charakteristische Formen bereits da waren.

Das andere Extrem ist die Annahme, Dialekte seien unveränderte Stammesprachen aus der germanischen Frühzeit. Diese Annahme wird vor allem auch durch die Bezeichnung mancher Dialekte nahegelegt: Das Ripuarische, das Alemannische, aber auch das Fränkische scheinen unmittelbar auf die mit diesen Bezeichnungen belegten germanischen Völkerschaften zurückzuverweisen. Tatsächlich aber sind die meisten dieser Bezeichnungen erst verhältnismäßig spät eingeführt worden: Es waren Erfindungen und Übereinkünfte von

Wissenschaftlern, die ganz im Gedanken der germanischen Kontinuität gefangen waren und die ihrerseits an den Stammesursprung der Dialekte glaubten.

In Wirklichkeit ist die Entstehung der Dialekte jünger, und sie ist ein sehr komplexer Vorgang.

2.2 Zur Entstehung von Dialekträumen

Die Vorläufer der Dialekte waren die mittelalterlichen „lantsprachen“. Dieser Begriff deutet an, daß sich die sprachliche Differenzierung an politisch abgegrenzte Gebiete anschloß. Tatsächlich vereinheitlichte nicht Zusammengehörigkeit der Bevölkerung nach Blut und Abstammung die Sprache, sondern ihr Zusammenschluß in politischen und damit auch verwaltungsmäßigen Einheiten. Nach der jüngeren historischen Forschung war dies auch der Charakter der Stämme: Sie waren Rechtsverbände und nicht etwa abstammungsgleiche Volksteile. Insofern rücken sich Stamm und Dialekt auf einer neuen Ebene wieder nahe.

Sprachliche Vereinheitlichung und Abgrenzung nach außen entsteht in zusammengehörigen Kommunikationsräumen. Neben den im engeren Sinne politischen sind dabei rechtliche Gründe, wirtschaftliche Gegebenheiten und Fragen der Verkehrserschließung maßgebend. Nicht unterschätzt werden darf die psychologische Seite: das Wir-Bewußtsein, die Entstehung regionaler und lokaler Identität und das damit verbundene Abgrenzungsstreben. Wenn es zwischen eng benachbarten kleineren Gebieten deutliche Dialektunterschiede gibt, dann hängt dies in vielen Fällen mit praktischen Unterschieden zusammen — mit der historischen Zusammengehörigkeit zu verschiedenen Territorien, mit daraus entstandenen Konfessionsunterschieden, mit unterschiedlichen Orientierungen des Verkehrs, des Handels und der Wirtschaft. Aber es kann auch die Folge jenes Wir-Bewußtseins sein, das auch zwischen den in den historischen Determinanten vergleichbaren Gebieten und Orten Unterschiede postuliert. Die örtlichen Necknamen (die nicht selten auf mundartliche Unterschiede anspielen) bilden dafür einen sicheren Indikator.

2.3 Zur Entstehung der Standardsprache

Die Standardsprache bildete sich heraus dank kommunikativer Bedürfnisse, für welche die vorhandenen ‚Landsprachen‘, die Umgangssprachen größerer Gebiete, nicht ausreichten. Die Vielfalt und die Art dieser Bedürfnisse läßt sich zurückverfolgen anhand der Bereiche, in denen eine gebietsübergreifende Vereinheitlichung des Deutschen auftrat: Literatursprache, Kanzleisprache, Handelssprache, Bibelsprache. In den Neusiedlungsgebieten Ostmitteldeutschlands am Ende des Mittelalters war zudem eine Ausgleichssprache zwischen den verschiedenen Dialekten der Siedler notwendig. Und schließlich führte die mit

der Reichsregierung 1871 erreichte politische Einheit zu einem letzten Schub der sprachlichen Vereinheitlichung: Ende des 19. Jahrhunderts wurde die „Hochlautung“ festgelegt und zur Grundlage der standardisierten Aussprache gemacht.

Die ‚Landsprachen‘ waren noch mehr als Dialekte. Der Begriff Dialekt setzt immer den Bezug zu einer Standardsprache mit übergreifendem Anspruch voraus. Deshalb wird das Niederländische im allgemeinen nicht als deutscher Dialekt verstanden, obwohl es von der deutschen Standardsprache nicht weiter entfernt ist als Teile des Plattdeutschen. Andererseits handelt es sich beim Schweizerdeutschen um Dialekte: Die Schweizer bedienen sich der hochdeutschen Standardsprache zwar sehr viel seltener als andere Sprecher des Deutschen (oft nicht einmal bei Universitätsdebatten oder im Rundfunk) - aber die verwendeten Dialekte sind nicht vereinheitlicht zu einem standardisierten Schweizerdeutsch, und sie entwickeln sich nicht unabhängig von den Veränderungen der Standardsprache, wie auch diese sich in ihren Veränderungen teilweise am Dialekt orientiert.

2.4 Untergang der Dialekte?

Immer wieder ist die Prognose gestellt worden, die Dialekte fielen der Einheitssprache zum Opfer. In den Vorreden und Randbemerkungen dialektologischer Werke taucht diese Ansicht von Anfang an auf: Die Dialektforscher sahen ihre Aufgabe vielfach darin, wenigstens in Bücher zu retten, was unweigerlich dem Untergang geweiht schien. Aufklärung und erweiterte Bildung, so glaubten sie, setzten dem Dialektgebrauch ein Ende. Dann sahen sie im wachsenden Verkehr, in den Eisenbahnen vor allem, eine Todesursache für die Dialekte. Ende des 19. Jahrhunderts meinte man, die politische Einigung würde dazu führen, daß die Dialekte - so formulierte es damals ein Sprachforscher - „in der allgewaltigen Schriftsprache“ aufgingen. Danach waren es die akustischen Massenmedien und schließlich die massenhafte Bevölkerungsbewegung nach dem letzten Krieg, von denen man ein Ende der Dialekte erwartete.

Tatsächlich lagen all diese Prognosen schief. Die Tendenzen zur sprachlichen Vereinheitlichung waren richtig erkannt; aber es wurde übersehen, daß sie Gegenteil auslösten. Der einheitlichen Sprache der Bildung und der öffentlichen Kommunikation wurde die Sprache emotionaler Identität, die ‚Sprache des Hauses‘, gegenübergestellt. Die erweiterten Verkehrsmöglichkeiten provozierten u.a. auch den Rückzug in die Enge, die Hochschätzung des Idyllischen. Die Reichsgründung löste föderalistische Tendenzen aus; im Kulturellen (und dazu gehört auch die Sprachkultur) fanden die traditionsreichen Regionen einen Ausgleich für die politische Entmachtung. Die Massenmedien änderten an der aktiven Sprachhaltung sehr viel weniger, als erwartet worden

war; und die Ausgleichshypothese in Zusammenhang mit der jüngsten Völkerwanderung verkannte die eindeutige Machtkonstellation, die den Zugewanderten früher oder später die Anpassung abforderte.

Mit diesen Begründungen für die Widerstandskraft der Dialekte ist bereits einiges zu deren Funktionen angedeutet. Diese sollten jedoch noch eigens behandelt werden.

3 Funktionen

3.1 Sprache der Nähe

Dialekt bezieht sein spezifisches Gewicht gerade daraus, daß er nicht die geeignete Sprache weiträumiger Kommunikation ist. Dialekt ist die Sprache der Nähe. Dies ist zunächst räumlich aufzufassen: Dialekt als Sprache geringerer Reichweite, als im allgemeinen zureichendes Mittel der Verständigung im lokalen oder regionalen Rahmen. Dies schließt aber bestimmte Zuordnungen ein, die über das Nur-Räumliche hinausgehen: Dialekt als familiäre Sprache, als Sprache einer eher freundlichen Nachbarschaft und Gemeinsamkeit.

Der Dialekt setzt Schranken nach außen, scheint aber die inneren Schranken demonstrativ abzubauen. In diesem Sinne wird der Dialekt zur Verkörperung der eigenen Traditionen und zum Signal der Interessenlagen in den Äußerungen des Regionalismus. In diesem Sinne kann er aber auch eingesetzt werden als ein Medium der Anbiederung: Beispiele aus dem Wahlkampf, in denen ein Kandidat mit angelernten Dialektwendungen auf Stimmenfang geht, können aus den meisten großen Städten beigebracht werden. Gelegentlich auch aus Dörfern - aber dort wird die sprachliche Maskierung oft schneller und leichter entlarvt.

3.2 Soziale Zuordnung

Das Erfordernis einer im Prinzip weiträumigen Kommunikation (wozu auch die Verwendung von Amtssprache, Wissenschaftssprache u. ä. gehört) ist im allgemeinen mit gehobenen Positionen verknüpft. Insofern ist die Zuordnung: Dialekt«-»niedere Sozialschichten, Standardsprache** höhere Sozialschichten tendenziell richtig und statistisch nachgewiesen.

Die Zuordnung wird aber modifiziert durch jene andere Bedeutung von ‚Sprache der Nähe‘: Auch wer über die Standardsprache oder eine ihr angenäherte Umgangssprache verfügt, kann - manchmal: muß — in familiären Situationen Dialekt sprechen. Dazu kommt, daß die landschaftlichen Normen hinsichtlich des Sprachgebrauchs verschieden sind: Beispielsweise ist der Dialekt in der Schweiz üblich und prestigehaltig auch in Situationen, in denen anderswo Standardsprache erwartet wird, wie etwa bei öffentlichen Diskussio-

nen oder im Parlament. In abgeschwächter Form gilt ähnliches für Bayern, in nochmals abgeschwächter Form auch für den deutschen Südwesten. Allerdings gibt es auch in diesen Sprachbereichen eine - sozial bedeutsame — Abstufung von der Hochsprache über eine regionale Umgangssprache zum Dialekt.

3.3 Dialekt als Sprachbarriere

Diese Differenzierungen hinsichtlich der sozialen Zuordnung des Dialekts müssen auch bedacht werden, wo das Problem „Dialekt als Sprachbarriere“ behandelt wird. Der schlagwortartige Gebrauch dieser Formel und ihre zeitweilig inflatorische Verwendung ändern nichts daran, daß es sich dabei um einen bedenkenswerten und bedenklichen Sachverhalt handelt. Dialekt kann unter bestimmten Bedingungen als Sprachbarriere wirken - diese Bedingungen sind zunächst zu definieren. Ehe Einschränkungen und Differenzierungen angebracht werden, kann durchaus im Sinne der sogenannten Defizit-Hypothese gefragt werden: In welchen Konstellationen und Situationen stößt der Dialektsprecher, zumal der Nur-Dialektsprecher, auf Schwierigkeiten? Die Schwierigkeiten können an den Anforderungen großräumiger und öffentlicher Kommunikation festgemacht werden. Sie sollten außerdem auch in ihrer sprachlichen Eigenart beschrieben werden: Es zeigt sich beispielsweise, daß mit dem Dialekt aufwachsende Kinder in der Rechtschreibung und in ihrer Grammatik ganz bestimmte charakteristische Fehler machen, und auch die Aussprache ist vielfach durch vom Dialekt gesetzte Barrieren geprägt.

Ergänzend ist aber dann - im Sinne der sogenannten Differenz-Hypothese - zu fragen, ob der Dialektsprecher nicht lediglich anders und keineswegs schlechter spricht, ob er mit seinem Dialekt nicht auch über Vorzüge verfügt. Es wird sich zeigen, daß sich die Hypothesen nicht gegenseitig ausschließen, daß sie vielmehr im pragmatischen Feld zu verorten und dann gegeneinander abzuwägen sind. Erst wenn geklärt ist, in welchen Situationen und welchen Bereichen der Dialektsprecher dem Nicht-Dialektsprechenden überlegen ist, läßt sich abschätzen, wie schwer das unbestreitbare Defizit wiegt.

4 Dialektdichtung

4.1 Kunstmittel, nicht Naturlaut

Das Thema Dialekt verbindet in unaufdringlicher Weise sprachwissenschaftliche und literaturwissenschaftliche Perspektiven; es liegt nahe, die Dialektdichtung in den Deutschunterricht einzubeziehen. Es erscheint allerdings nicht empfehlenswert, Beispiele aus der Dialektdichtung an den Anfang zu stellen. Geht man so vor, dann läuft man Gefahr, die interessanten Alltagsfunktionen des Dialekts auszublenden, ihn primär als ästhetisches Mittel zu verstehen und

ihm dennoch den Charakter gewachsener Natur zuzuerkennen, wie dies in der Theorie der Mundartdichtung nicht selten geschah.

Dialektdichtung wird vielfach als besonders ursprüngliche, naive dichterische Ausdrucksform mißverstanden. Zeugnisse naiver Dialektdichtung sind aber außerordentlich selten - Volkslieder sind bezeichnenderweise meistens in der Hochsprache, und die im Dialekt geschriebenen Texte stammen meistens nicht aus dem „Volk“. Tatsächlich setzt die Dialektliteratur die hochsprachliche Dichtung und die Norm dieser Dichtung voraus - der Gebrauch des Dialekts ist eine bewußte Abkehr von der Norm. Charakteristischerweise gibt es zunächst kaum selbständige Dialektdichtungen, sondern nur in hochsprachliche Dichtung eingeschobene Dialektpartien. Und bis in die jüngste Zeit hinein blieb Dialektliteratur ganz überwiegend Bildungsdichtung, entstanden nicht selten aus Zusammenhängen, die man in einem weiteren Sinne geradezu als sprachwissenschaftlich bezeichnen kann: Hebels Bemühungen um die vermeintliche alte deutsche Ursprache des Alemannischen kann dafür ebenso ins Feld geführt werden wie die sprachpolitische Entscheidung niederdeutscher Dichter für historische Formen des Plattdeutschen.

4.2 Entwicklung und Funktionen der Dialektdichtung

Obwohl in vielen Mundartdichtungen mehrere Funktionen zusammentreffen, läßt sich die Entwicklung der Mundartdichtung ohne falsche Retouchen in einer Abfolge der vorherrschenden Funktionen charakterisieren:

4.2.1 Komische Verfremdung

In den Zwischenspielen (Interludien) von Dramen der Renaissance- und Barockzeit wird das Hauptthema des Dramas parodiert. Es handelt sich um das Prinzip der Hanswurstiaden - der weltläufige Zusammenhang der Haupt- und Staatsaktionen mit ihrer ernsten, ja tragischen Dimension wird in die Perspektive dessen gerückt, der keinen Sinn für Größe und Tragik hat und dem Alltag zugewandt ist. Auch einzelne selbständige Mundartstücke verraten die Herkunft aus diesem Zusammenhang: Die schwäbische „Schöpfung“ des Prämonstratenserpaters Sebastian Sailer beispielsweise, die oft als eine Annäherung der biblischen Geschichte an die bäuerliche Vorstellungswelt für ein dörfliches Publikum interpretiert wurde, war in Wirklichkeit eine heitere Verfremdung des biblischen Geschehens, gedacht für die geistlichen Herren. Auch manche mundartliche Erzählgedichte (Typus: „Der Bauer in der Oper“) haben diese kontrafaktische Funktion.

4.2.2 *Idyllisierung*

Dialekt als Sprache der Nähe eignet sich für eine Dichtungsart, die dem Nahen zugewandt ist. Hebel ist ein Repräsentant des Idylls. Als er zu schreiben begann, herrschten in der Literatur strengste sprachliche Ansprüche. Schiller schrieb ‚Die Braut von Messina‘ in einer abgehobenen klassischen Sprache, und Goethe duldet keinen Provinzialismus auf der Bühne. Der gleiche Goethe rühmte aber bekanntlich die „Verbauerung“ des Universums durch Hebel. Er konnte dies tun, weil hier kein Übergriff drohte. Hebel bezog sich nicht kontrafaktisch auf eine idealisierte Gegenposition, sondern er erhob den Bereich der Mundart selber zum Ideal, indem er das Lob der Enge zum Gegenstand seiner Gedichte machte. Daß die Idyllisierung sehr rasch in falsche Idyllisierung umkippte, läßt sich an der Dialektdichtung des 19. Jahrhunderts zeigen: Für die bürgerliche „Salonlyrik“ im Dialekt ist ein süßlich-romantischer Ton, bezeichnenderweise oft mit falschen und überzogenen Dialektwendungen, charakteristisch.

4.2.3 *Soziale Charakteristik*

Im 19. Jahrhundert bildet sich aber auch die Verwendung des Dialekts zur Charakteristik bestimmter sozialer Rollen in sozialkritischer Intention heraus. Gewiß waren solche Rollenzuweisungen schon mit den alten Zwischenspielen verbunden; aber der Sinn war dort im allgemeinen Komik und nicht in erster Linie realistische, ja naturalistische Festlegung und aggressive Kritik an den herrschenden sozialen Zuständen. Diese Funktion klingt schon in Georg Büchners ‚Woyzeck‘ an, wobei die präzisere Zuweisung allerdings noch vom expressiven Sprachgestus überflutet wird. Ganz deutlich wird sie in Gerhart Hauptmanns Schauspiel ‚Die Weber‘, das in seinem Dialektgehalt zwar in der späteren, endgültigen Fassung entschärft wurde, in dem aber doch der Dialekt unmittelbar der Charakteristik der entrechteten und ausgebeuteten Arbeiterschicht dient.

4.2.4 *Protest*

Sowohl im Gebrauch der Mundart als Mittel der Komik wie als Mittel sozialer Charakteristik steckt ein gewisses Widerspruchs- und Widerstandspotential. Die neuere Protestdichtung nimmt dies auf. Wie sich ihr Inhalt oft gegen die Kapitale (im doppelten Sinn) wendet, so bedeutet schon ihre sprachliche Form eine Abkehr von den geglätteten Normen der Hochsprache und ein widerborstiges Bekenntnis zur engeren Heimat. Diese Protestdichtung orientiert sich häufig an regionalistischen und ökologischen Forderungen. In knappen Schilderungen - oft in der Form der Rollenlyrik - wird das einfache Leben der Nähe

eingefangen (insofern mündet auch die Idyll-Funktion in diese Strömung) und den entfremdenden Gewalten politischer und kommerzieller Macht gegenübergestellt.

4.2.5 Sprachspiel

Ein Teil der jüngeren Dialektdichtung ist dadurch charakterisiert, daß das Artifizielle der Schreibweise im Dialekt von vornherein akzeptiert und ausgespielt wird. Der Dialekt bietet die Möglichkeit neuer Laut- und Wortkombinationen; er bietet vor allem auch die Chance, im Kontrast und in der Überschneidung mit entsprechenden hochsprachlichen Wendungen Doppel- und Hintersinnigkeiten zu erzeugen. Diese Funktion hat in der Dialektdichtung der Wiener Gruppe (Artmann, Jandl u. a.) eine große Rolle gespielt, hat seitdem aber auch die Mundartdichtung anderer Landschaften bestimmt.

4.3 Vermittlungsformen

Bezeichnenderweise suchen die Dialektdichter die bloße Schriftform der Vermittlung zu überwinden; zum Teil ist eine Art neuer „Spruchdichtung“ entstanden: Lieder und Gedichte werden dem Publikum unmittelbar vorgetragen. Damit entgehen die Dialektdichter wenigstens teilweise den Schwierigkeiten der schriftlichen Wiedergabe von Dialekt; sie machen die Not der nicht-standardisierten Schreibung zur Tugend. Aber diese Vermittlungsform weist auch auf eine besonders unmittelbare Beziehung zum Publikum hin. Bezeichnenderweise hat der Dialekt auch in die Rockmusik und in die Lieder der sogenannten ‚Neuen Deutschen Welle‘ Eingang gefunden.

Inwieweit die Mundartliteratur ihre Hochschätzung des Dialekts auch dem alltäglichen Umgang vermittelt, ist schwer zu entscheiden. Ein sehr direkter Zusammenhang ist sicher nicht gegeben, und die missionarische Überzeugung mancher Mundartdichter, sie retteten den sonst dem Untergang geweihten Dialekt, entbehrt nicht der Komik. Richtig ist, daß in der Verbreitung der Dialektdichtung ein Geltungsanspruch des Dialekts zum Ausdruck kommt, der auch in der alltäglichen Kommunikation wirksam wird und der gerade in jüngster Zeit zur Befestigung der Dialekte beigetragen hat.

Anmerkungen:

1 Die Vorschläge wurden in knapper Form vor einigen Jahren einer germanistischen Arbeitsgruppe beim baden-württembergischen Kultusministerium vorgelegt; weiterverfolgt wurden sie nicht - vermutlich da sie konträr standen zu der inzwischen erfolgten Vereinheitlichung der Lehrpläne.

2 Die Zahl der Anmerkungen bleibt deshalb ausgesprochen klein. Daß der Verfasser von sehr vielen Einzeluntersuchungen profitiert hat, soll damit nicht in Frage gestellt werden.

3 Auch die Frage der Altersspezifik wird nicht erörtert. Zwei Anmerkungen scheinen allerdings sinnvoll und notwendig: Das Thema Dialekt führt in so komplexe Problembe-
reiche, daß es durchaus als Gegenstand auch der oberen Gymnasialstufen in Frage kommt. Andererseits können die Zugänge auf verschiedenen Stufen variiert und dem jeweiligen Alter angepaßt werden.